

Metropolit Nikodim von Leningrad und Novgorod

Erinnerungen an eine große Persönlichkeit der Russischen Orthodoxen Kirche

I.

Wenige leitende Persönlichkeiten der Russischen Orthodoxen Kirche (ROK) haben so intensiv und lange im Lichte der Öffentlichkeit gestanden und sind so oft Gegenstand der Berichte und Urteile in der Presse – nicht nur der kirchlichen – gewesen, wie der am 5. September 1978 während einer Privataudienz beim neuen Papst Johannes Paul I. in Rom jäh verstorbenen Metropolit Nikodim von Leningrad und Novgorod. Die ungewöhnlich steile Karriere dieses jungen Bischofs hatte im Auslande immer wieder zu Spekulationen über sein „wahres“ Gesicht und die Motivationen seiner Kirchenpolitik hervorgerufen. Die Verfasserin dieser Zeilen hatte die Ehre, aus Anlaß und Gelegenheit des Dialogs zwischen der vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland bestellten Kommission und Delegationen der Russischen Orthodoxen Kirche, deren Leiter Metropolit Nikodim lange war, aber auch bei wissenschaftlicher Forschung dienenden privaten Besuchen in Leningrad, den verewigten Metropoliten persönlich und bei Ausübung seiner bischöflichen Funktionen kennenzulernen und sich seit nun mehr als zehn Jahren seiner theologischen Hilfe und seiner Freundschaft zu erfreuen.

Noch ist es zu früh, zu würdigen und abzuwägen, was dieser große Kirchenführer für die Geschichte der Russischen Orthodoxen Kirche im 20. Jahrhundert bedeutet hat. Während seine ökumenische und kirchenpolitisch-außenpolitische Tätigkeit vor aller Augen war – zumindest was die allen sichtbare Oberfläche betraf –, ist das, was er für den Aufbau der Kirche, die Förderung des Nachwuchses und der wissenschaftlichen Theologie im eigenen Lande getan hat, der Öffentlichkeit weithin unbekannt. Darüber soll hier nicht gehandelt werden. Es mag späterer Geschichtsschreibung überlassen bleiben. Seine umfangreiche Magisterarbeit¹ über Papst Johannes XXIII. wird demnächst – zur Buchmesse – in deutscher Sprache vorliegen und dem Leser unserer Breiten zugänglich sein.

Wir wollen in diesem Nachruf einmal dessen gedenken, was die ökumenische Tätigkeit dieses Mannes bedeutet hat, die bisher in der Presse teilweise einseitig beleuchtet wurde. Zweitens aber wollen wir einige Züge festhalten, die uns die Persönlichkeit dieses ungewöhnlichen und hochbegabten Mannes lebendig werden lassen. Einige persönliche Erinnerungen an ihn sollen doch rechtzeitig der Nachwelt überliefert werden. Mir scheint dies deshalb wichtig, weil sein „Charakterbild“, „von der Parteien Gunst und Haß verzerrt“, „in der Geschichte schwankt“ – um Schillers Worte über Wallenstein auf ihn zu übertragen. Notwendigerweise wird das hier gezeichnete Bild manchem als einseitig erscheinen; aber der alte

¹ Der russische Magister der Theologie liegt, an westlichen akademischen Graden gemessen, zwischen dem Dr. theol. und der Habilitation.

Spruch „De mortuis nil nisi bene“ – „Von den Toten sprich nur im Guten“ – soll uns in diesem Nachrufartikel der Sitte gemäß weithin leiten. Im übrigen soll es dem Leser überlassen bleiben zu überlegen, wie die hier gezeichneten verbürgten Züge des Verstorbenen sich mit vielen über ihn in die Welt gesetzten Gerüchten vertragen mögen.

II.

Der am 16. 10. 1929 geborene Boris Georg'ewič Rotov, Sohn eines sowjetischen Angestellten, wurde mit 18 Jahren 1947 Mönch, mit 19 Jahren Priester und erwarb mit 26 Jahren nach einem Fernstudium an der Leningrader Geistlichen Akademie (1955) den akademischen Grad eines Kandidaten der Theologie.² Als junger Archimandrit wurde er schon mit einem kirchen-diplomatischen Posten betraut: der Leitung der Jerusalemer Mission der Russischen Orthodoxen Kirche, derselben, deren Geschichte übrigens seine Dissertation gegolten hatte. 1959 wurde er ins Kirchliche Außenamt des Patriarchats zurückberufen, ein Jahr später, unmittelbar nach seiner Ernennung zum Präsidenten dieses Amtes, zum Bischof von Podol'sk geweiht. Dies geschah in einer kritischen Zeit: die Chruschtschow'sche Bedrängung der Kirche war auf ihrem Höhepunkt; Patriarch Alexij hatte am 16. Februar 1960 seine historische Rede über die Verdienste der Russischen Orthodoxen Kirche in der Geschichte des russischen Volkes vor der sowjetischen Gesellschaft für Abrüstung in Moskau gehalten und damit den höchsten Unwillen der Regierung und eine Verschärfung des Druckes auf die Kirche hervorgerufen. Deren Opfer wurde der damalige Leiter des Kirchlichen Außenamts, Metropolit Nikolaj von Kruticy und Kolomna. Er mußte im Juni 1960 diesen Posten verlassen – offenbar, weil man ihn für den Initiator der Verteidigungsrede des Patriarchen hielt – und verstarb dann später unter ungeklärten Umständen in einem staatlichen Krankenhaus.

Es ist vielleicht nicht falsch, heute an diesen Vorgänger des jungen Nikodim zu erinnern, der lange im Ausland nur als allzu williger Exponent staatlicher sowjetischer Außenpolitik eingeschätzt wurde, sich aber im Nachhinein als großer, vom Kirchenvolk verehrter „Hirt“ seiner Kirche erwies, dessen wirkliches Bild sich erst allmählich herauschält. (Im übrigen war seine Familie und seine Heimat vom Kriege, von den Deutschen, buchstäblich vernichtet worden. Wie sollte er da nicht Antifaschist und Anhänger der sowjetischen Friedenspolitik sein?) Er war zudem ein unermüdlicher Prediger des Gotteswortes – was schon zu seinen Lebzeiten bekannt war, aber im Ausland wenig gewürdigt wurde.

Es war also eine schwierige Nachfolge, die der junge Nikodim antreten mußte – und eine schwere Zeit. Dennoch gelang ihm zu vollenden, was sich 1958 im Gespräch zu Utrecht zwischen Russischer Orthodoxer Kirche und ÖRK – nach dem Tode Stalins möglich geworden – angebahnt hatte: der Beitritt der ROK zum Ökumenischen Rat der Kirchen, der 1961 in Neu-Delhi erfolgte. Seitdem wurde die Mitarbeit der ROK im ÖRK ständig aktiviert. Mehrere ihrer Theologen und jungen Bischöfe waren ihre Vertreter in Genf; einige arbeiteten und arbeiten noch heute im Stab des ÖRK mit. Dieses blieb nicht ohne Einfluß auf die Theologie der Geistlichen Akademien, die sich den Themen des 20. Jahrhunderts aufschlossen und stellten, und – ohne deswegen orthodoxe Positionen zu verlassen – in einen echten Dialog mit der Theologie der übrigen Welt und den kirchlichen Problemen

² Entspricht etwa unserem theologischen Doktor oder Licensiaten.

der Gegenwart traten. Nikodim, der noch im Jahre 1960 zum Bischof von Jaroslavl, 1961 zum Erzbischof, im August 1963 zum Metropoliten erhoben wurde, noch im selben Monat Metropolit von Minsk und bereits zwei Monate später Metropolit von Leningrad wurde, war auch die treibende Kraft bei der Beteiligung russisch-orthodoxer Beobachter an dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Er selbst hat später Rom immer wieder besucht, das für ihn der den Ehrenprimat – nicht aber den Jurisdiktionsprimat – verdienende Bischofssitz der Apostel Petrus und Paulus war, die Stätte einer der hervorragendsten Christengemeinden der alten ungeteilten Kirche, deren Märtyrer er hoch verehrte. Von den Verfolgungen der Christen im noch heidnischen römischen Reich hat er zweimal mit mir gesprochen: „Damals“ sagte er, „ging es um das Leben; heute geht es nur um Wohlergehen und berufliche Karriere, ums nackte Leben geht es normalerweise nicht. Und wo“ fügte er hinzu, „ist eigentlich dem Christen Annehmlichkeit und Wohlergehen in dieser Welt als Ziel seines Lebens versprochen?“ Nur Jerusalem und das Heilige Land waren ihm noch lieberes Wallfahrtsziel als Rom.

Ökumene gab es für Metropolit Nikodim nicht ohne Beteiligung der weltweiten katholischen Kirche, deren universalen Charakter gegenüber der protestantischen – und in gewissem Sinne auch orthodoxen – Landes- und Nationalkirchlichkeit er hoch schätzte, deren kirchliche Struktur im Amtsverständnis und der Hochschätzung des Mönchtums ihm im Rahmen der Weltchristenheit auch als Orthodoxem besonders nahe erschien. So kann man denn wohl mit Recht sagen, daß er die Beziehungen des Moskauer Patriarchats zu Rom ganz entscheidend beeinflusst und verändert hat. Besonders wirkte sich das u. a. in dem Verhältnis zu der ostkirchlichen Studienarbeit Roms aus. Während das Collegium Russicum früher in der ROK als Hort antisowjetischer Hetze und Abwerbung zur Union mit Rom angesehen worden war, bestanden seit der zweiten Hälfte der 60er Jahre enge theologische Beziehungen zwischen der Geistlichen Akademie in Leningrad und dem Russicum: russische Stipendiaten hielten sich dort auf und promovierten am Päpstlichen Orientalischen Institut; katholische Stipendiaten studierten in den letzten Jahren auch in Leningrad. Prof. Arranz vom Orientale war dort jedes Jahr ein Semester lang Gastprofessor in Liturgik. Den Höhepunkt der Annäherung zu Rom bildete die offizielle Freigabe der Kommunion für Katholiken ohne eigene geistliche Betreuung in der UdSSR im Jahre 1971.

Doch vernachlässigte der Metropolit bei der Intensivierung der Kontakte zur römisch-katholischen Kirche nicht den Dialog und die Beziehungen zu den anderen Kirchen der weltweiten Ökumene. In diesem Zusammenhang beschaffte er mir (lange vor dem Erscheinen der westlichen Reprints) die wichtigsten Werke des großen russischen Kirchenhistorikers Bolotov, vor allem wegen der „Filioque-Frage“ im Glaubensbekenntnis der „westlichen“ Kirchen. Man solle alles dazu tun, die dogmengeschichtlichen Forschungen dieses großen russischen Theologen des 19. Jahrhunderts im Westen bekanntzumachen, meinte er. Auf dem Boden seiner Erkenntnisse ließe sich eine ökumenische Einigung in dieser Frage finden!

Gleichzeitig aber war er sich der Sonderart und des Selbstverständnisses der Orthodoxie als treuen Bewahrerin des Erbes der griechischen Kirchenväter sehr bewußt und sorgte für eine lebhaftige Beteiligung der Russischen Orthodoxen Kirche an den panorthodoxen Konferenzen zur Vorbereitung der kommenden Prosynode. Berühmt war seine Aussage während der I. Panorthodoxen Konferenz auf Rhodos 1961, als es um mögliche Liturgiereformen ging: „Die Liturgie ist

unsere Burg. Unsere Gläubigen können sie weithin auswendig. An ihr dürfen wir unter unseren Bedingungen nichts kürzen oder vereinfachen. Sie ist unser Licht, das auf dem Berge leuchtet, so daß die Welt es sehen kann.“

Sicher auch seinem Einfluß ist es zu verdanken, daß Patriarch Alexij mit dem Heiligen Synod der ROK der Orthodoxen Kirche von Amerika, die dem Moskauer Patriarchat jurisdiktionell entstammte (aus der russischen Alaska-Mission Ende des 18. Jahrhunderts), die Autokephalie, d. h. volle kirchliche Selbständigkeit, verlieh.³

Auch für die „Ökumene am Ort“, d. h. in Rußland, tat der Metropolit einiges. Er lud zu ökumenischen Dialogen der ROK, falls sie auf dem Boden der Sowjetunion vor sich gingen, häufig Beobachter aus den dort vertretenen anderen Kirchen, Baptisten, Katholiken, Lutheraner – wenigstens für die öffentlichen Sitzungen – ein. Vor allem aber war er besorgt um den schmerzlichen Riß unter den Gläubigen russisch-orthodoxer Herkunft. Er sorgte für die Aufhebung des Bannfluchs über die seit 1666/67 endgültig abgetrennten Altritualisten (sog. „Altgläubige“, „Raskol'niki“ = Schismatiker) und die Anerkennung der Hierarchie des „bischöflich-priesterlichen“ Zweiges unter ihnen. Er erreichte es, daß Altgläubige in Notfällen in Kirchen des Moskauer Patriarchats kommunizieren durften. Aber auch zu den „Priesterlosen“ hatte er enge persönliche Kontakte geknüpft. Immer betonte er, daß alle Altritualisten „unsere russischen orthodoxen Gläubigen“ seien, die durch tragische historische Verstrickungen von der Großkirche getrennt seien, die aber „Orthodoxe“ seien, keine fremde Sekte, keine Häretiker. Über die historischen Bedingungen dieser Trennung konnte er in persönlichen Gesprächen bewegend reden, wobei er aber entgegen einer gewissen Mode bei bestimmten russischen Intellektuellen heutzutage das auf das Zusammengehen mit der Panorthodoxie, vor allem mit der griechischen „Großkirche von Konstantinopel“ gerichtete liturgische Reformvorhaben des Patriarchen Nikon durchaus verteidigte. Aber er hatte Sinn für die historischen Konsequenzen von Charakter-schwächen großer Persönlichkeiten, wie sie Nikon war – in mancher Stunde auch auf sich selbst (er neigte zu Herrschsucht, Rechthaberei und Jähzorn wie Nikon) und die Gegenwart bezogen. 1972 mußte Metropolit Nikodim den Vorsitz des Kirchlichen Außenamts abgeben. Sein erster Herzinfarkt lag vor dem Bekanntwerden dieses Ereignisses. Er blieb aber Vorsitzender der Ökumenischen Kommission des Hl. Synods und war ab 1974 Exarch des Patriarchen für Westeuropa. Eine Krönung seiner ökumenischen Tätigkeit war für ihn, aber auch für seine Kirche, seine Wahl zu einem der Präsidenten des Ökumenischen Rates im Jahre 1975. Er schrieb mir allerdings eine Karte aus Nairobi, auf der Elefanten abgebildet waren, mit dem Text, er versuche sich jetzt deren dicke Haut zuzulegen! (Auf seinen oft köstlichen Humor können wir hier nicht weiter eingehen.)

Von 1971 bis 1978 war Metropolit Nikodim Vorsitzender der Prager Christlichen Friedenskonferenz. Gerade in dieser Eigenschaft ist er ja dann auch besonders oft angegriffen worden. Aber man sollte sich die Mühe machen, seine Beiträge zu den Sitzungen zu lesen und zu analysieren, und man wird spüren, daß dort auch ein theologisches, nicht nur ein kirchenpolitisches Anliegen war, das sich im Laufe der Jahre vertiefte.

³ Dieser Akt fand bisher beim Ökumenischen Patriarchat von Konstantinopel und einigen anderen orthodoxen Kirchen noch keine Anerkennung.

Wir Teilnehmer am deutschen evangelischen Dialog mit dem Moskauer Patriarchat haben erlebt, wie er – oft noch in später Nacht – an theologischen Fragen selbständig arbeitete, die ihn aufregten und bei deren Behandlung er mit dem Gang der Gespräche nicht einverstanden war. Oft verfolgte er sie noch durch Jahre hindurch bis zur nächsten Begegnung konsequent weiter.

III.

Und so kommen wir zum persönlichsten Teil unserer Erinnerungen an Metropolit Nikodim. Er trug nicht leicht an den Angriffen, die gegen ihn in einem großen Teil der Westpresse erhoben wurden, an Demonstrationen gegen ihn und die Moskauer Hierarchie bei seinen Reisen in westliche Länder. Er sagte mir einmal: „Wissen Sie, warum ich auf Fragen nach der Lage der Kirche und ‚Verfolgungen‘ der Christen ausweiche, wo ich kann, oder an die frühchristliche Zeit denkend (s.o.) sage, ‚Verfolgung gibt es bei uns nicht‘ – was ja auch stimmt im wörtlichen Sinne! –, weil ich den westlichen Journalisten erst einmal die sowjetische Gesetzgebung über die Stellung der Kirchen und die Lage der Christen erläutern müßte. Ich habe das schon versucht; aber sie haben ja überhaupt keine Geduld zuzuhören und den rechtlichen Rahmen, in dem wir uns bewegen, zu begreifen. Und dann geben sie meine Worte so wieder, daß ich als Verleumder der Sowjetunion dastehen würde.“⁴ Davon hätte unsere Kirche gar nichts. Und glauben Sie mir, das Schicksal unserer Kirche ist diesen Herrschaften in Wirklichkeit ziemlich uninteressant!“

Metropolit Nikodim stand ganz in der Tradition seiner Kirche, für die das Schicksal seines Volkes nie gleichgültig war. Er war zutiefst und voll Überzeugung Russe. Er hatte ein phänomenales Gedächtnis und konnte so große Teile der russischen klassischen Dichtung auswendig. Es war ein künstlerischer Genuß, wenn man ihn Gedichte, ja lange Poeme wie den „Ehernen Reiter“ oder „Mazeppa“ von Alexander Puschkin, Rußlands größtem Dichter, auswendig rezitieren hören durfte. Für das Verhältnis von nationaler Kultur und Intellektuellen zur Kirche war ihm das Verhältnis Puschkins, der aus „voltairianischer“ Tradition kam, zum Metropoliten Philaret (Drozdov) von Moskau vorbildlich. Puschkin hatte 1928 ein schwermütiges, am Sinn des Lebens verzweifelndes Gedicht verfaßt:

*Warum bist du mir gegeben,
Leben, durch des Zufalls Spiel?
Und warum hast du, o Leben,
nur den Tod als letztes Ziel?
Wer rief mich mit Machtbefehle
Feindlich aus dem Nichts zum Sein
Flößte Leidenschaft der Seele
Zweifel dem Verstande ein? . . .
Nirgends locket ein Ziel des Strebens,
Leer der Geist und leer das Herz,
Und der öde Lärm des Lebens
Quält mit dumpfem, bittrem Schmerz.*

⁴ Im sowjetischen Strafgesetzbuch gibt es einen eigenen Paragraphen gegen „Verleumdung der UdSSR“.

Darauf antwortete Metropolit Philaret in gleicher dichterischer Kraft und Kultur der Sprache:

*Leben, mir von Gott gegeben, –
Nicht durch blinden Zufalls Spiel!
Nicht umsonst gab dir, o Leben,
Gott den Tod als dunkles Ziel.
Meines eig'nen Herzens Fehle
rief die böse Kraft ins Sein,
flößte Leidenschaft der Seele,
Zweifel dem Verstande ein.
Zeig dich, ew'ges Ziel des Strebens
und erleuchte Geist und Herz!
Laß mich trinken, Quell des Lebens,
So vergeht mein dumpfer Schmerz!* ⁵

Als Metropolit Nikodim mir diesen Text Philarets, der in neueren Puschkin-Ausgaben höchstens erwähnt, doch nicht zitiert ist, zugeschiedt hatte und ich ihm bei der nächsten Begegnung dankte, wies er darauf hin, daß diese Beziehung zwischen dem großen Dichter und dem großen Kirchenmann für ihn paradigmatisch sei für das Verhältnis von Kirche und geistigem Leben in seinem Lande, wie er es wünschte.

Aber Metropolit Nikodim war auch selbst ein Dichter, allerdings ein Dichter der Kirche für die Kirche. Wer die Bände der „Zeitschrift des Moskauer Patriarchats“ durchblättert, wird einige Heiligen- und Kirchenfest-Offizien aus seiner Feder, in kirchenslawischer Sprache verfaßt, finden. Öfter noch lesen wir den Hinweis, daß er solche Texte dem Heiligen Synod zur Begutachtung vorgelegt habe. Im letzten Jahr noch hat er die Fest-Hymnen für die neu heiliggesprochenen Männer der russischen kirchlichen Vergangenheit verfaßt. Wir können nicht beurteilen, wieviel solcher Texte von ihm es im Gebrauch der Leningrader Metropole oder, von ihr aus weitergegeben, in anderen Bistümern wirklich gibt, da er nicht der einzige Kirchendichter russisch-orthodoxer Gegenwart ist und nur einige Kenner der halbmundlichen Tradition über die Herkunft so manches Akathistos Auskunft geben könnten.

Das außerordentliche Gedächtnis befähigte den Metropoliten auch, eine unerschöpfliche Quelle von Anekdoten und Einzelzügen der russischen Kirchengeschichte zu sein. Besonders seine Vorgänger auf der Kathedra von St. Petersburg kannte er bis in die Winkel ihres täglichen Privatlebens, ganz zu schweigen von ihrer kirchengeschichtlichen Rolle in der Lokalkirche und der russischen Kirche insgesamt. Er konnte äußerst amüsant erzählen. In den letzten Jahren hat er trotz seiner Belastung und seines Herzleidens auch russische Kirchengeschichte an der Leningrader Geistlichen Akademie gelehrt und vieles aus seinem Wissen weitergegeben.

IV.

Das Bild dieses außerordentlichen Mannes, so wie es sich meiner Erinnerung darbietet und soweit es heute schon aufgezeigt werden kann, wäre nicht vollständ-

⁵ Aus: Gott – Mensch – Welt im russischen Gedicht (Festgabe D. Tschizëvskij = Skripten des Slavischen Seminars der Univ. Tübingen Nr. 1, 1974, 16). Beide Gedichte ins Deutsche übertragen von Ludolf Müller.

dig ohne einige Züge aus seiner persönlichen Frömmigkeit und Lebenshaltung. Er war ohne Zweifel ganz „Kirchenfürst“, ganz Metropolit, der seine Macht und Stellung einsetzte für seine diplomatischen Ziele und der wahrhaft zu repräsentieren wußte.

Aber: diese Macht, dieser Glanz waren für ihn Abglanz der geheimnisvollen Herrlichkeit der Kirche. Sie kam für ihn zum Ausdruck in der Sicherheit und Pracht der Gottesdienste. Man muß in „seinen“ Kathedralen des hl. Nikolaus im Zentrum Leningrads und der Hl. Dreifaltigkeit im Bereich des Alexander-Newskij-Klosters zu hohen Kirchenfesten gewesen sein, wenn er zelebrierte und eine Reihe befreundeter Bischöfe und vieler Priester und mehrere Diakone mit ihm den Gottesdienst hielten. Das Volk von Leningrad liebte diese „donnerstimmigen“ Festgottesdienste über alles, und Metropolit Nikodim, das habe ich oft Gläubige voll Anerkennung sagen hören, „kürzte nichts und ließ nichts aus“!

Es war eindrucksvoll zu erleben, wie er, nach seinen Herzinfarkten (insgesamt vier vor dem letzten tödlichen) und Herzanfällen kaum genesen, als erstes aus dem Bett kroch, um wieder Gottesdienst zu halten: in den schweren Brokatgewändern, mit den schweren Leuchtern des Trikirion und Dykirion die Gläubigen segnend – 5 und 6 Stunden lang. Auf Vorhaltungen antwortete er dann: „Ich fühle mich immer besser, wenn ich Gottesdienst gehalten habe, als vorher.“

Er hielt ihn aber auch, wenn er noch nicht gesund war. Ich werde nie jenen ergreifenden Palmsonntag 1974, den Samstag der Erweckung des Lazarus durch Jesus Christus, in der Leningrader Residenz des Metropoliten vergessen, als ich aus der Akademiekirche geholt wurde, ich möchte doch in die Hauskapelle des Metropoliten kommen, um dort an der Liturgie teilzunehmen. Dieser hatte mit einer Lungenentzündung zu Bett gelegen, war eben erst fieberfrei und hatte einige Studenten gebeten, für ihn die Liturgie zu singen, die er zelebrieren wollte. An diesem Samstag wird in der Orthodoxie besonders der im letzten Jahr verstorbenen Geistlichen gedacht. Die Studenten hatten sich verabredet, alles nur im Rezitationston zu singen, daß es nicht zu lange dauere, bei diesem ersten Außer-Bett-sein des Metropoliten. Die Innigkeit dieses Gottesdienstes, in der der Metropolit insbesondere des Bischofs Lazar gedachte, der zuletzt das große Mönchs-schima (Zeichen besonderer asketischer Verpflichtungen) getragen hatte, läßt sich in voll einem Artikel nicht beschreiben.

Gemeinsame Freunde haben mir von der Karwoche und Ostern 1978 berichtet, die sie mit dem Heimgegangenen gottesdienstlich verbrachten. Er hielt alle Gottesdienste dieser heiligsten Woche des Jahres, jeden Tag zweimal 4–5 Stunden, bis Karsamstag nach der Basilius-Liturgie der Arzt zu ihm sagte, so ginge das nicht weiter, er müsse sich für 3 Tage strikt ins Bett legen, um bei seiner schweren Herzkrankheit zu überleben. „Osternacht im Bett?“ sagte Metropolit Nikodim. Das mache er nicht, der Arzt möge sagen, was er wolle! Dies sei die Nacht des Lebens und der Auferstehung. Das Risiko wolle er tragen. Er hielt die Osternacht, er hielt die Vesper des Ostersonntags, wo das Volk seine Bischöfe und Priester beglückwünscht, er hielt die Liturgie am Ostermontag – ein neues EKG wurde gemacht; es war besser als das alte! „Sehen Sie!“, sagte der Metropolit zum Arzt und seinen Freunden.

Und doch – neben der Seite der kirchlichen und weltlichen Repräsentation des Kirchenführers und damit eines Großen auch dieser Erde, hatte der Metropolit auch Sinn für das Kleine, Verborgene in der Kirche. Mir ist unvergessen, wie bei

einem offiziellen Dialog mit berufenen Vertretern beider Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland, eine ältere „westliche“ Dame auftauchte, die an den „Graswurzeln“ der Kirche, wie die Ökumeniker sagen, den orthodoxen Kirchen und ihren Vertretern auf eine höchst bescheidene und – wenn man will – private Weise, aber sehr erfolgreich, zur Seite zu stehen bemüht ist, um ihm ein Anliegen vorzutragen. Sie sollte – da sie beim Dialog nichts zu suchen hätte – von den Gastgebern vom Platze verwiesen werden. Metropolit Nikodim verlangte von seinen Gastgebern, daß sie zu ihm geführt werde, nahm das Mittagessen ostentativ vor aller Augen mit ihr allein an einem Tische ein und ehrte sie auf jede erdenkliche Weise, auch indem er sie abschließend um ihr Gebet bat.

Er erzählte mir später, wie diese selbe Dame, eine freie Mitarbeiterin im ÖRK, ihm als einzige geholfen habe, in Genf einen Gottesdienst an einem Werktag zustande zu bringen zu Ehren seines „Hausheiligen“, des hl. Alexander Nevskij. Sie habe französisch die Psalmen und Texte des Chores gelesen, und er habe zelebriert – fern der Heimat und ihrer herrlichen Gottesdienste an diesem Festtage. Seine Ansprache an das Kirchenvolk hatte er per Tonband rechtzeitig nach Leningrad versandt. Er sagte, dieser bescheidene Genfer Gottesdienst sei einer der tröstlichsten für ihn gewesen, die er je gefeiert habe.

Bei diesem selben Aufenthalt in Genf nützte der Metropolit auch einen freien Tag, um die Tätigkeit „westlicher“ Kommunitäten in ihrer großen Spielbreite und Andersartigkeit kennenzulernen, denn er interessierte sich nicht nur aus Höflichkeit, sondern wirklich aus kirchlichem Interesse auch für „westliche“ Spiritualität. Inkognito und privat ließ er sich einen Besuch bei den kleinen Schwestern Jesu vermitteln, die mit dem Zirkus Sarrasani mitziehen, mit ihrer fahrenden Hauskapelle und der Zirkusküche. Er ließ sich von ihrem Leben für die fahrenden Leute erzählen, unterhielt sich einen schönen Nachmittag lang eingehend mit den Artisten und ihren Kindern.

Solche Erinnerungen mögen einem allzu privat erscheinen. Aber sie sollten nach dem ergreifenden plötzlichen Tod des Metropoliten deutlich machen, das hier ein bedeutender Mensch und Christ der russischen Kirche diente. Man konnte, sobald es das Gebiet der reinen Politik betraf, oft sehr anderer Meinung sein als er. Wenn man unter vier Augen mit ihm sprach, konnte man ihm das auch sagen, und er bemühte sich, einen manchmal zu widerlegen oder einige seiner Aspekte zu erläutern – wenn er Zeit dazu fand. Er sagte mir einmal, daß er auf sich und die russische Kirche und das russische Volk bezöge, was der Apostel Paulus von sich und den Juden sagte: „Ich selber bin bereit, verflucht und von Christus geschieden zu sein meinen Brüdern zugute, die meine Stammverwandten sind nach dem Fleisch“ (Röm 9,3). Wenn nur die russische Kirche lebe, er sei bereit, Gottes Gericht auf sich zu nehmen, wenn es denn sein müßte, und hoffe doch auf des dreieinigen Gottes Gnade, der sein Herz wohl sehe.

Fairy von Lilienfeld